

in dieser Welt der Technomanie. Diese Verweigerung ist die eigentliche Sünde gegen die Evolution (Heimo Dolch: „Sünde in evolutiver Welt“ in: „Concilium“ a. a. O., S. 468). Damit ist der Punkt getroffen, den die Gebetsmeinung angeht. Es ist nicht christlich und nicht katholisch, vor dem „Absurden“ in dieser Welt die Augen zu verschließen. Alle Bitten des Vaterunsers sind darauf gerichtet! Der wissenschaftliche Fortschritt erleichtert die Erkenntnis und Anbetung Gottes wohl erst durch die ihn begleitenden Erschütterungen, Katastrophen und Ängste, Phänomene, die der Apostel Paulus als „Zorn Gottes“ gedeutet hätte (Röm. 1, 18 ff.). Sie lehren, nach Gott fragen, zumal die Philosophen keine Antwort wissen, falls das verkündete Evangelium die konkrete Not der Frage richtig beantwortet.

Für die Bildung christlicher Gemeinden in den Missionsländern. Missionsgebetsmeinung für Oktober 1967

Die Missionsgebetsmeinungen dieses Jahres sind fast durchwegs Anliegen oder Postulaten des Missionsdekrets des Zweiten Vatikanischen Konzils gewidmet. Man darf darin wohl nicht nur die besondere Sorge der Kirche um die Zukunft der Missionen in einem für sie wie für das missionarische Bewußtsein und Verantwortungsgefühl der Gesamtkirche besonders kritischen Augenblick sehen. Es zeigt sich darin auch ihre Bereitschaft zu Reform und Erneuerung, wo überalterte Strukturen, die den Bedürfnissen und Verpflichtungen der jungen Kirchen nicht mehr gerecht werden, das Missionswerk der Kirche zu behindern drohen. Alle Missionsintentionen dieses Jahres weisen diese erneuernde Tendenz auf und bilden so ein besonders sichtbares Zeichen für die Bereitschaft der Kirche zur Rückkehr zu ihrem biblischen Ursprung und zugleich zur Einwurzelung in die Probleme und Veränderungen der Gegenwart, wie sie in den Missionsländern aufgegeben sind.

Ein zentrales Problem

Waren aber die bisherigen Intentionen auf Teilaspekte der Mission oder auf vom Missionsdekret behandelte Sonderprobleme gerichtet — auf die Ausbildung der Missionare (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 54 f.), auf die Ausbildung der Katechisten (ebd. S. 102 ff.), auf die Vertiefung und Erneuerung des Katechumenats (ebd. S. 255 f.) —, so bezieht sich die Gebetsintention für den Monat Oktober auf den Kern missionarischen Lebens: auf die Bildung christlicher Gemeinden. Global gesprochen ist dieses Anliegen mit der kirchlichen Missionstätigkeit überhaupt identisch; denn die Bildung christlicher Gemeinden in den nichtchristlichen Ländern ist zugleich Ausgangs- und Zielpunkt der Mission. — Von der Existenz von in sich lebensfähigen Gemeinden, die alle Eigenschaften einer Ortskirche tragen und die die Kräfte und Energien für ein auf die Umwelt ausstrahlendes christliches Bewußtsein und Handeln selbst reproduzieren, hängt die Zukunft der Kirche in den Missionsländern ab.

Aber sieht man näher hin, so ist mit der Oktobergebetsmeinung doch etwas Spezifisches gemeint, das seine Wurzeln in der ekklesiologischen Neuorientierung des Konzils hat, vor allem in der Lehre der Konstitution *Lumen gentium* über das Volk Gottes und über die Stellung der Laien in der Kirche. Missionsgeschichtlich gesehen, war es lange Zeit, ja bis in die jüngste Gegenwart herein doch

so, daß die ganze Missionstätigkeit auf die unmittelbare Evangelisation und die Bekehrung des einzelnen ausgerichtet war und die gemeinschaftlichen Momente dabei vernachlässigt wurden.

Das hing nicht nur mit dem vielgescholtenen und doch so notwendigen Pioniergeist der Missionare zusammen, die mit viel Empirismus und ohne viel Bedacht auf den Ausbau der kirchlichen Infrastrukturen ans Werk gingen, die stärker auf Massenbekehrungen abzielten als auf den Aufbau selbständiger und in sich lebensfähiger Gemeinschaften. Diese Haltung hatte durchaus tiefere Wurzeln im kirchlichen Selbstverständnis. Eine Kirche, die sich in einem sehr exklusivistischen Sinne als die alleinseligmachende bekannte, die dazu neigte, das „Außerhalb der Kirche kein Heil“ möglichst wörtlich und ohne die notwendigen Differenzierungen zu verstehen und danach zu handeln, und die schließlich das zu erlangende Heil in einer gewissen Einseitigkeit vom opus operatum her interpretierte, sah die Notwendigkeit vollausgebildeter Gemeinden mit einheimischen Priestern und durch ihr christliches Zeugnis selbsttätigen und nicht nur in Gehorsam gläubigen Laien nicht so deutlich, wie wir sie heute unter anderen gesellschaftlichen, politischen und ekklesiologischen Voraussetzungen sehen. Dafür fehlte nicht nur oft die notwendige Einsicht bei den in der Mission tätigen Geistlichen und den für die Missionsleitung Verantwortlichen. Es fehlten dafür auch die notwendigen Modelle in der Gesamtkirche. Da das notwendige Verständnis für die aktive Rolle der Gläubigen in der Gesamtkirche nicht entwickelt war und kirchliche Strukturen mit den Amtsstrukturen gleichgesetzt wurden, fehlten auch in den Missionsländern die Voraussetzungen für die volle Verwirklichung der sozialen Dimension der Kirche. Hinzu kam noch der westlichen Überlegenheitsgefühl entspringende Zweifel an der Fähigkeit der Einheimischen, selbständige Verantwortung in der Kirche zu übernehmen.

Versäumnisse werden sichtbar

Daß diese Tatsachen, die heute von niemandem gelehnet werden, Ursache vieler Fehlentwicklungen und mit ein Grund für das heutige kirchliche Ungenügen in den Missionsländern sind, kann kaum bestritten werden. Die christliche Botschaft wurde in kolonialen Formen und in spirituell verengten Gestalten in die Mission getragen. Man verstand die Kirche zu sehr als Heilsanstalt für individuelle Seelenrettung und zuwenig als erneuerndes Ferment der Gesellschaft. Der zu geringe Priesternachwuchs in den Missionen ist eine der Erscheinungen, die auch (nicht nur) darauf zurückzuführen ist, aber keineswegs die einzige und vielleicht nicht einmal die folgenreichste. Wenn die Kirche heute in den jungen unabhängigen Staaten Asiens und Afrikas immer noch als ein Instrument der Kolonisation von den Einheimischen mißverstanden wird, so mag das nicht nur der einseitig westlichen Prägung der Kirche zuzuschreiben sein, sondern zu einem Teil auch der Unfähigkeit der einheimischen Bevölkerung und ihrer politischen Führung, die eigenen Grenzen richtig einzuschätzen. Es kommt ja nicht so selten vor, daß politische Führer in den Missionen, vor allem in den ausländischen Missionaren, einen willkommenen Sündenbock für den eigenen Mangel an Umsicht und politischer Klugheit sehen, wie es erst jüngst wiederum in Guinea geschehen ist (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 316). Aber die Kirche trägt heute Mitverant-

wortung an ihrem bzw. ihrer Gläubigen zu geringen Beitrag zu einer stabileren Gesellschaftsordnung in diesen Ländern.

Es ist zwar richtig, daß die christlichen Missionen in manchen von inneren Unruhen und bürgerkriegsähnlichen Zuständen heimgesuchten Ländern, wie beispielsweise in den letzten Jahren im Kongo und jetzt wohl etwa in Nigeria, oft den einzigen resistenzfähigen Stabilisierungs- und Ordnungsfaktor bilden, aber es ist ebenso eine Tatsache, daß sich die Christen, von lokalen oder regionalen Ausnahmen abgesehen, im gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Umbruch der eben erst unabhängig gewordenen Staaten nicht anders bewähren als ihre nicht-christlichen Mitbürger. Der Kongo wäre auch in dieser Hinsicht ein treffendes, aber keineswegs das einzige Beispiel.

Es geht um die ganze christliche Sendung

Nun wird man der Kirche (oder den Kirchen) nicht einen Vorwurf daraus machen können, daß sie sich in der Vorausschau auf das Kommende nicht als weitsichtiger und klüger erwiesen haben als die politischen Mächte, in deren Schutz sie teilweise ihre Sendung ausüben konnten und an deren Vorstellungen sie teilhatten. Wohl aber wird sich heute die Kirche bewußt, daß sie sich in den Missionen zu wenig um die Formung des vollen christlichen Menschen bemüht hat. Denn dazu gehört ja nicht nur die Annahme des Glaubens und die Erfüllung der wichtigsten sittlichen und kirchlichen Gebote, sondern auch die Praktizierung des Glaubens in der Umwelt und ihren gesellschaftlichen Strukturen.

Es geht also dabei nicht zuletzt um die Formung jener sozialen Tugenden, die dafür Voraussetzung sind, daß die Gesetze der Menschlichkeit gewahrt werden und eine gerechte gesellschaftliche Ordnung sich stabilisieren kann. Hat aber die Kirche (nicht nur die Missions-, sondern die Gesamtkirche) nicht gerade diesen Aspekt allzusehr übersehen oder wenigstens arg unterschätzt? Ist eine Verchristlichung (mit allen Vorbehalten, mit denen dieser Ausdruck hier zu verwenden ist, wenn man die Eigenständigkeit der weltlichen Strukturen richtig einschätzt) der Lebensgewohnheiten, der sozialen Bindungen und Verhaltensmuster, der verantwortlich ausgeübten gesellschaftlichen Funktionen, gleichgültig in welchen Berufen und Bereichen, nicht ebenso wichtig wie die Erziehung zu einer regelmäßigen und spirituell vertieften religiösen Praxis? Wäre es nicht eine spirituelle Verengung, die gerade in der gegenwärtigen Situation des Übergangs und der noch unsicheren Zukunft nicht zu verantworten ist, würde man meinen, die Pflege eines individuell frommen Christseins genüge schon, um der ganzen christlichen Sendung in den konkreten Verhältnissen gerecht zu werden? Und gehört es nicht auch zu den Aufgaben der Kirche, sich in ihrem Einflußhorizont überlegter als bisher auf künftige Entwicklungen vorzubereiten, um allzu abrupte Zäsuren zu vermeiden? Ergibt sich nicht hier eine neue Dimension der Anpassung, nämlich als Anpassung an den gesellschaftlichen und kulturellen Wandel: nicht als Anpassung oder „Einverleibung“ archaisierter Formen gesellschaftlichen Lebens, die bereits zerbröckeln, sondern jener Momente der traditionellen Gesellschaft, die den Übergang in die neuen technisch und industriell geprägten Formen erleichtern, ohne daß man da bei neuen Formen gesellschaftlicher Entfremdung des Kirchlichen durch eine zu unreflektierte Identifizierung mit aus

politischer Zweckmäßigkeit geborenen Ideologien zum Opfer fällt.

Aber was hat das alles mit unserem Thema, mit der Bildung christlicher Gemeinden zu tun. Es hat insofern damit zu tun, als diese gesellschaftliche Dimension kirchlicher Sendung nur ausgefüllt werden kann, wenn sie sich auf solide kirchliche Gemeinschaftsstrukturen stützen kann, mit anderen Worten, wenn es christliche Gemeinden gibt, die gewissermaßen modellhaft das wirklichen, was ethisches Postulat der gesellschaftlichen Umwelt ist.

Das Missionsdekret, das dem „Aufbau der christlichen Gemeinschaft“, unter der es die Ortskirche versteht und der es einen eigenen längeren Abschnitt widmet, stellt das Postulat auf, daß die christliche Gemeinde so aufgebaut sein müsse, „daß sie soweit wie möglich für ihre eigenen Bedürfnisse aufkommen kann“ (Abschnitt 15). Zu dieser „Ausstattung“ zählt das Missionsdekret die Verwurzelung in den „Reichtümern der eigenen Heimat“ ebenso wie eine genügende Zahl an eigenen Priesterkandidaten, Ordensleuten und aktiven Laien. Ausdrücklich heißt es: „Die aus allen Völkern in der Kirche versammelten Christgläubigen unterscheiden sich nicht von den übrigen Menschen durch Staatsform, Sprache und Gesellschaftsordnung. Deswegen sollen sie in den ehrbaren Lebensgewohnheiten ihres Volkes für Gott und Christus leben“ (Abschnitt 15). Zu wenig betont erscheint aber die Verpflichtung zur aktiven Umgestaltung inmitten des gesellschaftlichen Wandels. Es bleibt im wesentlichen bei der ersten Dimension der Anpassung (an das Bestehende) und übersieht noch zu sehr die oben erwähnte zweite Dimension, bleibt also in diesem Punkte auch hinter den Ausführungen der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (besonders Abschnitt 40—45) zurück.

Das Missionsdekret betont zwar die aktive Sendung aller Christen und dehnt diese auf die missionarische Verpflichtung der Ortsgemeinden in den Missionen selbst aus. Es erklärt ja, es genüge keineswegs, „daß das christliche Volk anwesend ist und in einem Volk Fuß gefaßt hat“; es genüge auch nicht, daß es das Apostolat des Beispiels ausübe. Die Ortsgemeinde sei vielmehr dazu gegründet, „um den nichtchristlichen Mitbürgern in Wort und Werk Christus zu verkünden“. Im vierten Kapitel über die Teilkirchen heißt es auch sehr nachdrücklich, die Kirche sei nicht wirklich gegründet und sei noch nicht ganz Zeichen Christi unter den Völkern, „wenn nicht mit der Hierarchie auch ein wahrer Laienstand da ist und arbeitet“ (Abschnitt 21). Aber wie das Missionsdekret in seinem ekklesiologischen Ausgangspunkt noch nicht ganz den Anschluß an das zweite Kapitel der Kirchenkonstitution über das Volk Gottes gefunden hat (ein während der Diskussion über das Schema mehrmals gehörter Vorwurf), so bleibt auch die inhaltliche Schilderung der Gemeinde eher traditionell, entwickelt zu wenig konkrete Strukturen und Modelle im Blick auf ihre christliche Bewährung in der Gesellschaft. Der Missionstheologie bleibt hier noch eine große Aufgabe. Auch unterläßt es das Missionsdekret, genauer darzulegen, was unter Ortsgemeinde ekklesiologisch zu verstehen ist. So bleibt der Missionstheologie hier eine große Aufgabe und der Missionspraxis sicher keine geringere. Es besteht aber kein Zweifel, daß gerade in den Bemühungen um ein neues Verständnis der Ortsgemeinde der zentrale Ansatz für die missionarische Neuorientierung liegt.